

erst von Hegels hoher Staatsauffassung aus die Anarchie der Staaten untereinander beseitigt werden konnte. Aber dieser Mangel in Foersters Denken, den aufzuweisen der Historiker verpflichtet ist, den man als aus seiner Bestimmung heraus begründete — soll ich sagen bewußte, soll ich sagen notwendige Einseitigkeit verstehen kann, bedeutet neben der großen positiven Leistung dieses Mannes, neben der ungeheuren Energie und dem sittlichen Mut, mit dem er sich für seine Ideen allen Anfeindungen und Verleumdungen zum Trotz eingesetzt hat, sehr wenig. Er ist es gewesen, der von Anfang an in diesem Kriege nicht nur für einen Frieden der Verständigung eingetreten ist; das haben neben ihm viele andere getan. Nein, sein Verdienst ist, daß er die Notwendigkeit einer solchen Politik mit der ihm eigenen zwingenden Logik der Schärfe philosophisch und psychologisch begründete, indem er den Sinn und die Stellung des Weltkrieges in der Menschheitsentwicklung erkannte als die tragische Ueberwindung aller bloßen Machtpolitik zur Machtpolitik des Rechts, die in der Schonung der Rechte des anderen ein eigenes Interesse, ja einen Baustein für die nationale Selbstbehauptung sieht.

Die Schrift Foersters ist bereits im August vorigen Jahres abgeschlossen. Sie hat deshalb heute nicht an Aktualität verloren, höchstens noch gewonnen. Es gilt jetzt, wo wir im Osten vom imperialistischen Bolschewismus, im Westen vom bolschewistischen Imperialismus bedroht sind, sich ganz damit zu erfüllen, welche ungeheurer realpolitischer Faktor — trotz allem was gerade jetzt scheinbar dawider spricht — die sittlichen Mächte sind, die sich schlechterdings nicht ungestraft mehr vernachlässigen lassen; für den aber, der sich ganz auf ihren Boden stellt, ein Bundesgenosse, der nie versagt. Und deshalb verdient heute mehr denn je größte Beachtung, was Foerster über die aufbauende, staatserkhaltende Kraft aller wahrhaft idealistischen, im tiefsten Sinne christlichen Politik sagt: „Alle bloße Selbstsucht, auch die nationale, macht letzten Endes dumm. Erst der sittliche Sinn für fremde Rechte und Interessen öffnet uns die Augen für die ganze Realität des fremden Lebens, für die Bedeutung, die fremdes Gedeihen und fremde Weltung für unsere eigene Entwicklung haben, löst uns von dem Krampf, in dem wir nur den nächstliegenden Augenblicksvorteil umklammern, gibt uns große Horizonte für die gesunde Einordnung des eigenen Seins und Wachstums in das Ganze der Lebenswirklichkeit. Je mehr wahre Sittlichkeit ein Mensch oder ein Volk hat, desto mehr Wirklichkeitsinn haben sie; denn das Ich ist nur der kleinste Teil der Wirklichkeit — das Nicht-Ich erfüllt alle Horizonte. Dieses Nicht-Ich aber wird in seiner ganzen Realität nicht durch Ichsucht erkannt, sondern nur durch Liebe und Gerechtigkeit. Also kann auch nur von hier die wahre Realpolitik ausgehen . . .“

„ . . . Daß der Staat ein Recht und eine Pflicht zur Selbstbehauptung habe, wird niemand bestreiten, es gibt aber eine kurzfristige

und eine weitblickende Selbstbehauptung, es gibt eine Selbstbehauptung, die zur Selbstzerstörung führt, weil sie aus lauter blinder Konzentration auf die greifbaren Sicherungen die tiefsten sittlichen Bürgschaften und Bedingungen der nationalen Existenz ohne Pflege läßt. Das geheimnisvolle Wort: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren“, ist selbstverständlich auch für die Staaten gesagt, denn auch der Staat lebt nicht bloß vom Zugreifen und Festhalten, sondern von dem geistigen und sittlichen Adel seiner Gesamtpolitik, durch den er im eigenen Innern und in der Menschheit überhaupt alle höheren Entschlüsse ermutigt.“ —

Es ist die niederdrückende Tragik dieses Mannes, daß er in dem Augenblick, wo er Gelegenheit fand, an die praktische Verwirklichung seiner in tiefstem Zusammenhang mit den bestimmenden Lebenswirklichkeiten geschaute Ideen zu gehen, mit einem schweren Fehlgriff begann, indem er die Veröffentlichung der Verheerenden Berichte veranlaßte mit einer Begründung, die geradezu im Widerspruch zu seiner idealistischen Weltanschauung steht, und dadurch sich selber und seine Ideen aufs Höchste schädigte, so sehr dem Wissenden dieser Fehlgriff aus Foersters ganzem jahrelangen, verzweifelten Ringen psychologisch verständlich ist. Soviel aber scheint mir gewiß, daß nur aus solcher Zueversicht, solchem Glauben an die aufbauende Kraft der geistig-sittlichen Mächte als bestimmende Faktoren im politischen Geschehen diejenige Politik getrieben werden kann, die uns, weil sie sich den Blick nicht durch die zweifellos schwerlastenden, die Sichtweite verdüsternden, aber rein ephemeren Tagesereignisse trüben läßt, allein noch an den Abgründen, die von Ost und West uns einengen, vorbeiführen kann. Möchten die, die zu unseren Führern berufen sind oder sich berufen fühlen, sich ganz mit diesem neuen Geiste einer neuen Zeit erfüllen.

Dr. E. Mette.

### Literatur.

Will Scheller, Stefan George, Verlag Hesse und Becker, Leipzig 1918.

Schellers Büchlein über Stefan George ist zum Teil eine Apologie des Dichters, zum Teil eine schöne Auswahl aus seinem Werk. Als Apologie kommt sie eigentlich, so, wie sie einmal geschrieben ist, zu spät: denn George bedarf keiner Entschuldigung mehr in dem, worin er bedeutend ist, und er ist unentschuldigbar in dem, worin sein Talent und seine Menschlichkeit beschränkt sind. Man glaubt sich, wenn man das Büchlein liest, in die Zeit der „Jahrbücher für die geistige Bewegung“ zurückversetzt — aber diese Zeit ist endgültig und für immer vorbei. Was an dem Wirken

Georges und seines Kreises fruchtbar und groß war, ist in das allgemeine Bewußtsein übergegangen und beginnt sich in Werken zu manifestieren: man denke an Gundolfs „Goethe“, an Vertrams „Nietzsche“, an die vielen Versuche zum Aufbau einer neuen deutschen Geistigkeit, die ernst gemeint und nicht bloßes Literatentreiben sind.

Als Apologie also kommt die Schrift zu spät: ein Wirkender bedarf keiner Apologie, sondern der Deutung und Kritik. Und daran läßt es Schellers Büchlein fehlen. Ich will nicht sagen, daß er alles an George blind preist, aber er sucht alles zu entschuldigen und er findet nicht das rechte Wort für die eigentlich charakteristischen Züge in Georges Antlitz. Man kommt nicht darüber hinweg: George ist Aesthet, dem die Geste mehr gilt, als die Tat; er ist ein Einsamer, dem nur eine sektiererische Gemeinschaft Genüge tut; er steht abseits vom Volke, seiner ganzen Geste und seinem ganzen Anspruch nach; er ist mehr ein Schrei der Sehnsucht, trotz aller äußeren Verhaltenseigenheiten, als eine Erfüllung im restlos gelungenen Werk, trotz aller Schönheit im Einzelnen. In Schellers Schrift ist aber viel die Rede von Georges Pathos und Sittlichkeit: unzweifelhaft ist die Strenge George'scher Kunstübung eine Leistung hoher Sittlichkeit. Aber es ist die Sittlichkeit eines Künstlers, wie sein Pathos das Pathos des Künstlers ist: dem Volke fern und fremd und unverständlich. Prophet aber ist George nicht, nur ein Sehnsüchtiger nach Prophetie; worin sich das Tief-Romantische seines Wesens und sein eigentlicher innerer Zwiespalt offenbart ist dies: daß er als Romantiker nach dem Ruhme und der Leistung des Klassikers verlangt, die ihm doch ewig versagt ist. Die Verschleierung dieser Tatsache, die Präntention auf Klassizität, daraus stammend das eigentlich Verfehlte und Manierierte an George — und davon ist bei Scheller mit keinem Wort die Rede.

Scheller versucht also keine Kritik an seinem Helden, er kommt aber auch zu keiner klaren Deutung seines Schicksals: sie hätte auszugehen von der Tatsache des Dichters in einer Weltstadtkultur, und sie liegt in der Richtung, daß in George sich das Reformertische Klopstocks mit der Feinheit Horazens trifft. Scheller hat dafür, nach dem Vorbild des Kreises der „Blätter für die Kunst“, George in die Sphäre Dantes gerückt. Das ist ganz und gar verfehlt und schadet George, der bei einem so unangemessenen Vergleich selbstverständlich verliert und über Gebühr verliert. Es ist kein Zufall, daß George sehr viel für die Belebung Klopstocks und Jean Pauls getan hat und daß seine Dante-Üebersetzung nicht ohne Vorbehalt zu lesen ist. Das Pathos Klopstocks und Jean Pauls, dieser etwas gegenstandslose Idealismus des Gefühls, ist in der Tat in Georges Werk zu spüren. Wenn man den Gegensatz einer bestimmten, eindeutigen Weisheit haben will, so denke man an die tiefe Prophetie Goethes in seiner Spruchweisheit, in den Orphischen Urworten oder im West-östlichen Divan.

Will Schellers Schrift hat trotz aller dieser Einwände ihre Verdienste: sie zeigt einmal ein gutes Niveau der literarischen Darstellung, sie bietet ferner im einzelnen seine Beobachtungen über den Entwicklungsgang des

Dichters, gute Analysen einzelner Gedichte und Epochen in des Dichters Werk, vor allem aber: sie bietet eine wirklich vortreffliche Auswahl schönster George'scher Lyrik, die in den ausgedehnteren Bänden oft beeinträchtigt wird durch weniger Wesentliches. Man kann George in dieser Auswahl lieben lernen — und es ist immer viel, wenn ein Darsteller den Leser bis zur Liebe zum Dargestellten bewegt. George ist — trotz allem, was hier gesagt werden mußte — der bedeutendste Lyriker, den wir Deutschen im letzten Abschnitt unserer Geschichte gehabt haben, der erste wieder, der die wundervolle Tradition, die mit Hölderlin und Brentano abbrach, weiter geführt hat, der erste wieder, der deutsches Sprachgut in einer Zeit sprachlicher Entartung neu belebte und gestaltete und vor allem: einer der wenigen, der die Einsamkeit der Seele, wie Georg von Lukacs schön gezeigt hat, als die eigentliche Lebensform des Menschen unserer Tage im Gedicht gestaltet hat. Daß Scheller dieses Gefühl von der Bedeutsamkeit Georges durch seine kluge Auswahl wie durch manchen feinen Hinweis erweckt, macht sein Büchlein verdienstlich und sollte ihm Leser zuführen.

Dr. Werner Mahrholtz.

München.

Thomas Mann: Betrachtungen eines Unpolitischen. S. Fischers Verlag 1918.

Wenn ein Dichter, wie Thomas Mann, der Verfasser der „Buddenbrooks“, der „Königlichen Hoheit“ und so vieler ausgezeichneten Novellen, mit einem umfangreichen Werke von über 600 Seiten sich auf das politische Kampffeld begibt, so hat er unter allen Umständen Anspruch darauf, beachtet zu werden. Und dies erst recht, wenn das, was er zu sagen hat, dem Zeitgeiste so schnurstracks zuwider läuft, wie das in dem vorliegenden Werke der Fall ist.

Thomas Mann hat zu Beginn des Krieges ein prächtiges kleines Buch über „Friedrich und die große Koalition“ veröffentlicht, das ihm viel Lob, aber, wie es scheint, auch viel Tadel und hämische Kritik von seiten solcher eingebracht hat, die es ihm übel genommen haben, daß er in patriotischer Aufwallung sich rückhaltlos auf die Seite seines Vaterlandes gestellt und dessen Sache gegen die Anhänger der Entente verfochten hat. Der Dichter ist mit Recht erstaunt darüber, daß man ihm einen Vorwurf aus einer Haltung macht, die sich für einen Deutschen doch eigentlich von selbst verstehen sollte. Was ist mit der deutschen Seele vorgegangen, wohn sind wir während dieses Krieges gekommen, wenn ein angesehenere Schriftsteller sich angepöbelt sehen muß von einer literarischen Meute, der — was sich hat zu schulden kommen lassen? Nun, daß er nicht in den Chor derjenigen mit eingestimmt hat, die in diesem Kampfe unseres Vaterlandes um sein Dasein sich auf die Seite von dessen Feinden gestellt und Deutschland allein die Schuld an Kriege zugeschrieben haben. Heute, wo die politische Umwälzung